

Abonnementpreis
Der monatlich erscheinende Anzeigen- und Inseratenteil der Sächsischen Arbeiter-Zeitung kostet 30 Pf. pro Quartal 90 Pf. pro Halbjahr 1.75. Unter Bezugnahme der Preisliste vom 1. Oktober 1902.
Redaktion
Zwingerstraße 22, 1. Stockwerk
Dresden
Telefon: Amt 1, Nr. 1799.
Telegraphisch: „Arbeiter-Zeitung Dresden.“

Sächsische Arbeiter-Zeitung

Organ zur Wahrung der Interessen der Arbeiterklasse.

Inserate
Werben die 6 spaltenweitige oberer Raum mit 20 Pf. berechnet und bei unregelmäßiger Anzeigenerstellung mit Rabatt. Der kleinste Raum 15 Pf. Insetts müssen bei Abdruck nach 10 Uhr früh in der Redaktion anwesend sein und sich im Voraus bezahlen.
Expedition:
Zwingerstraße 22, post. Geschäftlich von morgens 8 Uhr abends 6 Uhr.
Telefon: Amt 1, Nr. 1799.
Erlaubt täglich mit Nachnahme durch Post und Postkarte.

Nr. 236. Dresden, Sonnabend den 11. Oktober 1902. 13. Jahrg.

Arbeiter, erwerbt das Bürgerrecht!

Antisemiten vor Gericht.

Aus Berlin wird uns vom 10. Oktober geschrieben:
Es ist nichts entsetzlicher, nichts peinlicher, nichts beschämender als die Dummheit, die auf die Straße steigt, der erblich überkommene amüßlich behütete Unterthanenabkömmling, der zu delirierender Dummheit, der sinnlose Aberglaube, der in Wallung gerät und durch die Gassen wütet. Wie gering wiegt das bißchen Glanz jener jüdischen Familien von Königsberg, die durch die neueste Judenauferweckung ihrer Heimat vertrieben worden sind, auf der großen Ebene, auf der die Geschichte der Völker auf- und niederwandert! Einmal bedauerlicher als die Vertriebenen sind ihre nutzlosen Feinde: der bellendworte Kulturgenosse ganzer Teile des deutschen Volkes, ganzer Provinzen des Reiches spiegelt sich in jener Königsberger Nordstraße, die in den letzten zwei Wochen im Beleuchtungsprozeß wider den Herausgeber und den verantwortlichen Redakteur der Staatsbürger-Zeitung ihre abermalige Aufstellung erfahren hat.
Als zum Jahre 1900 ist es in Königsberg gewesen, ein schiefes Lichtspiel auf unschöne zurückzuführen. Das ist allig und macht keine Schererei! Im Jahre 1894 fand man in der Landstraße einen Postkutschler mit zerstücktem Schädel, es war betrunken, hieß es, und ist vom Bod gefallen! Im Jahre 1897 fand man einen Bootsmann von der Marine mit einem Loch im Kopfe in einem Tümpel, nachdem man ihn kurz vor in einer verhängten Weiberkneipe gesehen hatte. Der Mann war betrunken, hieß es, er ist ins Wasser gefallen! Als abermals ein Jahr um waren, verschwanden zwei junge Leute. Während von dem einen keine Spur fand, fand man den Körper des anderen in Stücke zerschnitten und in alle Winde verstreut. Es ist, als ob die Würder der Behörden endlich aus ihrer Verblendung herausbrechen wollten; diesmal konnte man doch einen Unfall annehmen! Man mußte sich auf die Weine machen, in Häher zu suchen.
Der Häher wohnt offenbar bis zum heutigen Tage in Königsberg. Er ist in der Stadt und ihrer Umgebung mit neunzigprozent neumann herumgelaufen, er hat die Weiber des Erdberden und Teile der Veldje Tage, Wochen, Monate lang in einer Wohnung aufbewahrt und bringt vielleicht einiges davon bis zum heutigen Tage. Er muß schwere Instrumente benutzt haben, wahrscheinlich — noch sich genau hätte feststellen lassen — auch eine Knochenäge, er hat aus seinem Eigentum Padoziere von zwei Arten, eine gezeichnete Padoziere und ein Stück von einer Nummer der Berliner Täglichen Rundschau, eines wenig gelehrten Blattes, an den Seiten seiner Tätigkeits hinterlassen. Er verzieht, aber mit einer gewissen Kunst zu zerlegen und Verwundete künftgerecht zu vernäheln. Man bedenke noch, daß Königsberg eine Großstadt, sondern ein ganz kleines Nest ist. In der ganzen Kriminalgeschichte dürfte sich kaum sobald ein Fall wiederholen, in dem der Mörder seinen Verfolgern das Blut nach seiner Verhaftung so leicht gemacht hätte. Wären die Behörden auf der beschriebenen Höhe ihrer Aufgabe gestanden, so hätte der Mörder entdeckt werden und das ganze Judenmädchen im Keime erstickt werden müssen.

Wenn wir von einem Aberglauben an den Ritualmord reden, so schließt die „gebildeten“ Großstadt-Antisemiten den Kopf. Sie behaupten ja nur, daß es abergläubische Juden gebe, die den Christenmord für ein heiliges Werk hielten. Die Kleinstadt-Antisemiten nahmen die Sache anders auf. Für sie waren alle Juden von Westpreußen die gewöhnlichen Verbreiter des geheimnisvollen Mordes. Nun erinnerte man sich, daß man in der Sonnenstraße Licht gesehen hatte, daß der Schächter K. sich sein Messer hatte abwaschen lassen und daß der Rabbiner S. aus J. am Nordtore nicht in J. gewesen sei. Man hatte Gerüchte belauscht, in denen fremde, schwarzbärtige Männer aus Hebräisch mit einander den Mord besprochen hätten, man hatte bei den Juden Blutscheuen mit Menschenblut gesehen. Man hatte die Verschleierung der Leichenteile beobachtet und wußte schließlich genau, daß Ernst Winter durch ein Judenmädchen in den Keller des Wobls Lewy gelockt und dort geschädigt worden sei.
Der Mörder war nicht zu finden, die Bewegung wuchs und man ließ die Ganggeschichten von der Berliner Kriminalpolizei kommen. Unterdessen unterzogen die Behörde eifrig die „Verdächtigten“, die gegen „die Juden“ vorlagen. Es wurden besondere Aktenblätter „den Juden“ gewidmet; der erste Staatsanwalt Settegasch legte sich sogar mit einer Dege in Verbindung, die wahrhaftig, daß „die Juden“ Winter ermordet hätten. Geheißener wurden durchhöbert, Hausdurchsuchungen ohne richterlichen Befehl vorgenommen, wobei die Menge durch die Gassen tobte und die Fensterstöße splitterten. Aus Berlin berichtete der bellendworte Justizminister v. Schöndorf, man solle doch gegen die Juden vorgehen und dem Schächter Lewy, der sein Alibi nachgewiesen hatte, den Mordprozess machen.
Als die Not am höchsten war, bereit man den berühmten Kriminalinspektor Braun aus Berlin, um die Weibchen einen ungeschicklichen Teil ihrer unentdeckten Mörder verdankt. Herr Braun wußte sofort, daß der christliche Fleischhauer Hoffmann Winter geschädigt hat, um die Schändung seiner Tochter zu rächen. Es ergab sich jedoch, daß die geschändete Tochter eine Jungfrau war, und der blühend verheiratete moderne Lucretius wurde sofort wieder entlassen.
Die Behörde arbeitete aber mit Hysterie fort. Dadurch, daß sie sowohl unschuldige Juden wie unschuldige Christen verfolgte, hatte sie sich glänzend bewiesen, daß alle Pressen vor dem Gesetze gleich sind. Sie hat ferner Christen und Juden wegen Mordes ins Justizhaus gesperrt; Christen, die wohl mehr von der Phantasie, als von der Bosheit geleitet, falsche Anklagen gemacht, Juden, die in wohlbekannter Angst vor dem Schloß des Blau vom Himmel herabgeleitet hatten. Und schließlich hat sie Juden und Antisemiten bestraft, die an ihrer Ohnmacht zu zweifeln wagten.
Ereignisse, die den Behörden unangenehm sind, finden in Deutschland gewöhnlich damit ihren Abschluß, daß man ein paar Redakteure einsperrt. Nach dieser Richtung wäre also der Prozess gegen die Staatsbürger-Zeitung, der heute, Sonnabend, seinen Abschluß findet, durchaus nichts Ungewöhnliches.
Ungewöhnlich war an ihm nur der Umstand, daß es dies-

mal nicht Umstürzern, sondern Staatserhaltern an den Krügen ging. Wenn es irgend eine Partei giebt, die den Anspruch auf „gute“ Bestimmung machen kann, so ist es die um Bücker und Bruhn. Der Judenmord ist die stärkste konservativste Kraft und die Judenhege das beste Ventil für die gefährlichen Kräfte der Verzweiflung, die in einem unterdrückten, geknechteten Volke sich ansammeln und nach Entladung drängen. Ungewöhnlich war aber auch der Umstand, daß ein mit zweiter Kühnheit angebotener Wahrheitsbeweis so unangenehm für die konservativste Kraft der Staatsbürgerzeitung behauptet, daß die Unterdrückung des konservativen Mordes von unglücklichen Leuten koplos, planlos geführt worden sei, hätte sie hinzugefügt, daß der christlichen wie der jüdischen Bevölkerung durch dieses Vorgehen die ungeheure materielle, geistige, sittliche Schädigung zugefügt worden ist — das Beweismaterial wäre so erhellend gewesen, daß kein Richter auf der Welt die Angeklagten hätte verurteilen können, ohne sich mit dem Urteil des ganzen Volkes in Widerspruch zu setzen.
Jedes hat sich die Staatsbürgerzeitung auch in diesem Falle als wahre Staatserhalterin erwiesen. Durch ihre blühende Behauptung, die Juden hätten den Gymnasiallehrer Winter ermordet und die Behörden hätten aus Fremdscham für die Juden den Mord ungeklärt gelassen, hatte sie sich auf einen Standpunkt gestellt, der durch den klüglichen aller Klüglichen angegeben werden mußte. So windelweich wurden die Gerren, daß einer von ihnen, der Redakteur Dr. Böttcher, gleich am dritten Tage der Verhandlung das armeelige Stücklein Freiheit dreingab, das uns das Strafgesetz übrig gelassen hat. In einem Artikel der Staatsbürgerzeitung war gesagt, der Königsberger Bürgermeister habe meißelhaft verstanden, sich unbedürftig zu machen. Diese harmlose Kritik wurde als „Beleidigung“ unter Anklage gestellt und der tapfere Beleidigte sprach dem Gericht sein Bedauern darüber aus, daß er in der Dignität des Befehls diesen Ausdruck hätte passieren lassen und Herr Bruhn verteidigte sich noch dem berühmten Negativ des Mannes, der den geliebten Toof verhängt hatte: „Erstens habe ich mir keinen Toof geliehen, zweitens habe ich ihn ganz zurückgegeben und drittens war er schon zerfallen, als ich mir ihn lieh.“ Herr Bruhn erklärte, er habe auf den Inhalt des Urteils, bis auf die wenigen von ihm geschriebenen Artikel, keinen Einfluß genommen, sondern den Verfasser der Artikel, dessen Namen er preisgab, zur Maßigung ermahnt!
Der Staatsanwalt beantragte ganz ungeheuer hohe Strafen. Das Urteil steht zur Stunde noch aus; wir wollen hoffen, daß es milde ausfällt. Der Schaden, der den Verdächtigten bereitet wurde, wird durch Gefängnisstrafen nicht gut gemacht; die Behörden aber haben so viel Butter am Kopfe, daß sie wenig Mische haben, in die Sonne zu gehen. Sie müssen der Staatsbürgerzeitung dankbar sein für das, was sie nicht gesagt hat, man das, was sie behauptet hat, noch so albern gewesen sein. Wir sehen lieber das Volk als den Staatrichter über den Ritualmordgerichten, ritualmordgläubigen Antisemitismus urteilen. Auf diesen Waffentyp paßt die Märtyrerkrone wahrhaftig schlecht!

Es lebe die Kunst!

Roman von Alara Viebia.
(Fortsetzung) (Walden verboten!)

Der Verleger sah sie wohlwollend an. „Sie haben Talent, Fräulein, viel Talent und eine glückliche Charakteranlage. Deutungen sind die Talente Treibhauspflanzen, wenig im Platineer, aber schwach von Wurzel. Sie sind reich!“

„Ja, das bin ich!“ Sie lächelte wieder und zeigte die beiden Hände hinter den frischen Lippen. Wie ein Säuerer lästlicher Sorglosigkeit riefelte das Kissen nieder; es fiel erwidert auf die Seele wie Regen auf verstaubtes Land.

Ihre Wangen leuchteten in freudigen Rot. „Und Sie sind noch jung genug, Sie haben, abgesehen vom Talent, Gesundheit und Energie — warum nicht? Nur ein Schritt Ihnen noch: Sie müssen Leute haben, die Ihr Lob ausprechen, die das Lament schlagen; Leute, die nicht bloß Ihre Bücher lesen, sondern auch kaufen. Mit einem Wort: Sie brauchen noch eine Aliane!“

Sie sah ihn verständnislos an.

Er fuhr ernst fort: „Das größte Talent host zeitlebens unbekannt in Dachstein, wenn keine Aliane sich seiner annimmt. Die ist ein mächtiger Faktor in unserem künstlerischen Leben.“

Sie schüttelte den Kopf und lächelte ungläubig: „Ich weiß nicht recht, was Sie mit Aliane meinen. Aber das weiß ich: was wahrhaftig groß und schön ist, das dringt immer durch. Es wäre ja traurig, wenn das nicht so wäre!“

Er suchte die Achseln. „Viele Talente verschwinden ungenutzt, andere, die gar keine Talente sind, werden auf den Scheitelpfeil gehoben. Auch wir müssen uns der stillen Deutung — wir wollen leben.“ Er seufzte leicht.

— sie wurde rot und biß die Zähne zusammen — eine falsche Welt! Da möchte ich nicht dein leben. Aber Gott sei Dank! — energisch schüttelte sie den Kopf. — „So ist es ja doch nicht!“ Sie lächelte ihm ins Gesicht: „Sie wollen mir böse machen! Lange machen gilt nicht! Ich fürchte mich nicht. Ich brauche auch gar keine Aliane, wie Sie sagen. Ich werde schon durchkommen. Wenn meine Sachen nicht gefallen, der braucht sie ja nicht zu lesen.“ Freich und frei sagte sie es, den Mund ein wenig trocken aufgeworfen, den Kopf stolz gehoben. Ein herber Duft ging von ihr aus; ein starkes Leuchten brach aus ihren Augen, so wie Sonnenschein über ihr Gesicht und gab ihm eine reine, fast fahle Schönheit.

Der Verleger lächelte. „Sie haben Mut! Sie sind wie Jakob Heider, der sagt: „Ich will Ihnen das lieber nicht und auf die Strafe — na, ich will Ihnen das lieber nicht wiederholen, es ist etwas kräftig. Ein Hauswerk!“ Raier lächelte wohlwollend. „Stark voller Begabung, ist aber arm wie eine Kirchenmaus; nebenbei bemerkt, scheint er sein Leutes wie eine Kirchenmaus; nebenbei bemerkt, scheint er sein Leutes wie eine Kirchenmaus.“

„Der geht mit!“ Sie nickte beifriedig. Und dann sagte sie mit einem tiefen, wohligen Ausrufen: „Ich wüßte es ja, daß mich heute ein Glück erwartete! Wann werden Sie mein Buch drucken? Bald, ich bitte Sie, bald! Ich kann es gar nicht erwarten.“ „Einfache Geschichten“ möchte ich's nennen — ja?“

„Unmöglich!“ Er machte eine Gebärde des Entsetzens. „Kauf ja kein Kunst! Ich werde Ihnen schon einen Titel finden. Hebräisch!“ — er legte die Hand schwer auf das Buch. „Nur Publikum ist das nicht. Sie sind kein Kunstwerk.“ — „Ich verlege das Buch, weil es mich interessiert?“ — „Ich — aber was meinen Sie wohl, was ich daran verdienen?“ — „Nun?“ — Sie sah ihn erwartungsvoll an.

„Gar nichts.“

„Das Blut schloß ihr zu Kopf; das hatte sie nicht erwartet. Es geht doch so viele Menschen, die mit wohlwollen — ich habe Freunde.“ — sagte sie höflich.

„Ich mache Ihnen folgenden Vorschlag,“ fuhr er fort, ganz geschäftsmäßig, ohne ihren Einwand zu beachten.

Sie hörte ihm mit großen Augen, aufmerksam hordend, zu.

Er entwickelte ihr die Verlagsbedingungen und sprach vollständig sachlich, ohne jede Spur des vorher gezeigten freundschaftlichen Wohlwollens.

„Also, ich kann Ihnen selbstverständlich kein Honorar zahlen.“ — lachend, er „aber ich kontrahiere mit Ihnen auf Gewinn; die Hälfte Ihnen, die Hälfte mir. Sind Sie einverstanden?“

Sie nickte.

„Alle kaufen sie mein Buch“, sagte sie unverfälscht. „Gewiß, es ist mir recht so. Ich bin so sicher, wir werden eine Masse Bücher verkaufen.“ — „Ich bin froh! Wenn das der Anteil noch erlöst hätte, oder der Vater und mein Mütterchen!“ — Er stieg leicht in ihren Augen auf, aber der Mund lächelte; ihre Gewalt hob sich wie auf Sprungfedern, elastisch, von freudiger Jubelhaftigkeit geladelt.

Diese Augen mit ihrem großen, beideren Blick haben den Stern schon nah, näher am Horizont, ein herrliches Glanz gebildet, Strahlen verend rundum. Und der Horizont zeigt in Freudenstrahlen getaucht, ein Meeresmeer, den schönsten Morgen verbeißend.

Sie stand nicht mehr in dieser düsteren Stube mit den hohen Bücherregalen an den Wänden und dem fahlen Fuß. Sie hörte nicht das Klappern der Schreibmaschine nebenan und das Rauschen der Kontorstrühle. In ihrem Inneren sang eine süße Stimme Lieder der Verheißung. — unbedürftig Melodien, die sich ins Ohr liehen und das Herz wiegen, daß kein Schlag leicht wird. Die Seele bekommt Flügel, Niederschwingen, sie tragen hart in höchste Höhen —

Es klappte. Sie schrak zusammen. Raier hatte „herein“ gelacht.

„Ah!“ der Verleger lächelte, „Lupus in fabula, gerade haben wir von Ihnen gesprochen. Gebe! Morgen, Erdmann, was führt Sie denn hierher?“

Der blinde Erdmann erröte wie ein Mädchen; in seinem vertragenen Sommerrod stand er links da. Ein dickes Manuskript hielt er unter dem Arm gereckt; jetzt ließ